Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

461 (3.10.1900) Badisches Museum, Nr. 79

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 79. — Erscheint zweimal wöchentlich. — **3. Oktober. 1900**

Vor dreißig Jahren.

Ro. Die ersten Deutschen, die in Straßburg einzogen, nachdem dieses kapituliert hatte, waren Moritz Wiggers, der bekannte, jetzt verstorbene Reichstagsabgeordnete, Herr Kloß, Redakteur der „Badischen Landeszeitung“, und der Verfasser der hier folgenden Kriegserinnerung. Diese drei Deutschen drangen in Straßburg ein, als die Sieger noch draußen des Einzuges harrten und die in die Gefangenschaft abzuführende Garnison noch die öffentlichen Plätze Straßburgs ausfüllte, ihre Waffen auf dem Pflaster zerschlagend und über „Verrat“ schreiend.

Nachdem wir unsere einziehenden Truppen am Fischerthore empfangen und darauf uns in Straßburg etwas umgesehen hatten, nahmen wir unser Quartier in der Maison rouge am Kleberplatze und an ein und demselben Tische schrieben wir als gewissenhafte Kriegsreporter unsere Erlebnisse und Eindrücke vom Tage nieder, Moritz Wiggers für die „Volkszeitung“, Herr Kloß für die „Badische Landeszeitung“, ich für die „Weserzeitung“.

Hier folgt mein in der ersten Aufwallung des tief erregten Gemüts abgefaßter Bericht.

Straßburg, 28. September. Welcher Tag! Uebermorgen werden es 191 Jahr, daß Straßburg vom wälschen König, um in der Sprache der Elsässer zu reden, besetzt wurde, und heute bin ich Zeuge des großartigen Schauspiels der Wiedereinnahme der alten deutschen Reichsstadt durch deutsche Truppen gewesen. Ich wiederhole: welcher Tag! Denn ich schreibe tief ergriffen, alle Fasern sind aufgeregt durch das, was heute vor meinen Augen sich entrollt hat. Eine fast zwei Monate lang blockierte Stadt sieht plötzlich den Belagerer in ihren Mauern und die eigene Garnison gefangen fortgeführt. Die Haubitzen verstummen, aber die Schleuderer ziehen triumphierend ein; die Kellerwohnungen der Belagerten werden verlassen, aber das Aufjauchzen über die Befreiung wird durch wilden Schmerz um die Niederlage erdrückt! Das ist an sich schon ein Anblick, der das Gemüt tief ergreift und die Feder zum Croquis herausfordert. Nun ist es aber eine alte deutsche Stadt — jede Straße, jeder Mauerstein verrät es noch — die wieder erobert wird, und da vieles fremdes Blut in ihren Adern rinnt, sich nicht wieder erobern lassen will, und dennoch der alten Abstammung sich dunkel bewußt, zwischen Staunen über die kühnen Landsleute, die würdig den alten Besitz ergreifen, und zwischen dem verletzten Selbstgefühl schwankend, wohl weiß, daß ihr Schicksal für immer besiegelt ist. Welch' ein Einmarsch heute! Welch' ein Eindruck von diesen Truppen auf eine Bevölkerung, die ihn doch nicht voll in sich aufnehmen konnte, weil sie in demselben Momente, wo sie die Landsleute aus alter Zeit empfing, die Anverwandten aus jüngerer Zeit in die Gefangenschaft entließ! Es wurde heute viel geweint, viel geschluchzt. Ich habe nicht bloß die Augen der Frauen naß gesehen. Ich glaube aber, es lag ein Schmerz darin, der richtig gedeutet werden muß. Es sind schon verschiedene Okkupationen französischer Städte von mir als Augenzeuge beobachtet worden. Ich habe heißen, rachsüchtigen Ingrimm gesehen in Saargemünd und Nanzig, ich habe die reine Freude der Befreiung in Toul erlebt, jetzt ist mir eine Stadt in Thränen entgegengetreten, welche ein Erwachen aus schrecklichem Traum bedeuten. Die Trauer über das erlebte Elend, über die „wälsche“ Herrschaft, die so teuer zu stehen kommt und an welche dennoch durch die Länge der Zeit eng gezogene Bande knüpfen. Schriebe ich morgen, so würde ich wahrscheinlich eine weniger erregte Feder führen. Heute sehe ich aber überall feuchte Augen, und eben diese Augen blicken mit Freude auf die stolzen Truppen, die in demselben Momente, wo ich schreibe, noch auf dem Platze Kleber kampieren, und die Regimentsmusik, die unter meinem Fenster spielt, zieht eine sichtbar in Schmerz versunkene Bevölkerung dicht an sich heran. Könnte ich doch nur einigermaßen treu das Bild, das in diesem Augenblick der Platz Kleber gewährt, malen! Die Statue des berühmten napoleonischen Generals, deren Haupt man mit Epheu geschmückt hat, blickt auf preußisches und badisches Militär herab, das die Gewehre zusammengestellt hat und wahrscheinlich den Einzug des Großherzogs von Baden erwartet; die Musik spielt „Die Wacht am Rhein“, „Ich bin ein Preuße“, „Was ist des Deutschen Vaterland“. Die Straßburger füllen dicht den spärlichen Raum, den die ungerufenen Gäste noch frei lassen, und über das Ganze schauen die von Kugeln verletzten oder zerstörten Gebäude des Platzes, dahinter das stolze Münster mit der weißen Fahne auf seiner Spitze. Ich bin durch eine Art von Handstreich noch vor den Truppen hier eingezogen und habe dieselben mit dem Redakteur der „Bad. Landeszeitung“ Herrn Kloß, sowie dem Reichstagsmitgliede Herrn M. Wiggers empfangen können. In Toul war mir ins Ohr geraunt worden: „Wenn Sie einen Sturm erleben wollen, so gehen Sie sofort nach Straßburg.“ In Brumath gestern abend um 7 Uhr angekommen, hörte ich schon die Nachricht von der Kapitulation. Diesen Morgen wurde mir dieselbe durch die durchgehende Depesche des Königs an die Königin bestätigt und so fuhr ich denn mit gemietetem Wagen auf die Festung zu. Unsere Soldaten sind bisher mit dem Sturm auf Festungen (außer Weißenburg) verschont geblieben. Dafür tritt immer ein anderer Sturm ein. Die Reporter und Schlachtenbummler füllten auch heute frühzeitig die Chaussee von Brumath nach Straßburg. Dann giebt es immer noch einen zweiten Sturm. Diese Nacht um 2 Uhr ist die Kapitulation unterzeichnet worden. Diesen Morgen fuhr bereits die erste Lokomotive bis fast dicht vor die Festung. Eine Eisenbahn-Abteilung verrichtete schon das Herstellungswerk. Wir ließen Mundolsheim, das Hauptquartier des Generals Werder, rechts. Dahin hatte sich gestern der Festungskommandant Uhrich begeben, nachdem die weiße Fahne am Münster gehißt worden war. General Werder hatte sich inzwischen mit seinem Generalstabschef, Oberstleutnant v. Leczinski schon nach Straßburg aufgemacht. Die beiden unterhandeln wollenden Teile verfehlten sich also. In Königshofen trafen sie zusammen. Als General Uhrich erschien, ließ der Oberstleutnant v. Leczinski die Stabswache zusammentreten und das Gewehr präsentieren. Der französische Kommandant zog ein Taschentuch und suchte seine nassen Augen zu trocknen. Darauf unterhandelte der preußische Generalstabschef mit den französischen Obersten Mangin und Ducaze. Die Generale Werder und Uhrich ratifizierten die Konvention (wieder nach dem Muster von Sedan) um 2 Uhr nachts. Jetzt erzähle ich meine Reise von heute wieder. Wir ließen auch Lampertheim rechts, das Hauptquartier des Großherzogs von Baden, ein prachtvolles, elsässisches Dorf, in welchem ein einzelnes Bauerngut imstande ist, bequem hundert Pferde einzuquartieren. Links hatten wir fortwährend den spitzen Münster vor uns. Wir passierten eine fruchtbare Ebene, die sehr deutlich ihre Einfassung, westlich die Vogesen, auf der anderen Seite des Rheins den Schwarzwald präsentierte. Die Chaussee selber war anders eingefaßt, von Artillerieparks und Parkwachen, weiterhin von Ingenier-Depots und Schanzmaterial, dann kamen die ersten Laufgräben, ausgehobene Parallelen, schon verlassene Batterien. Geknickte Bäume zeigten die ersten Kugelspuren, später einzelne Gehöfte und zuletzt ganze Dörfer in Schutthaufen. Eine Parallele ging mitten durch den aufgewühlten, vollständig zerstörten Kirchhof von Schiltingheim. Unsere Pioniere sowohl als die feindlichen Kugeln hatten ein wüstes Feld mit umgestürzten Grabdenkmälern aus der Begräbnisstätte gemacht. Was ist der Krieg! Nachdem wir den Wagen schon längst verlassen, wurde auch der Fußweg durch die Verhaue sowohl als durch die Laufgräben immer schwieriger. Je weiter wir kamen, desto verwickelter wurde das Labyrint der Wege durch die 30tägige Arbeit unserer Sappeurs. Es ist unglaublich, wie man in so kurzer Zeit ein solches tiefes Bergwerk mit unzähligen Schachten und Stollen schaffen kann. Wie in einer straßenreichen Stadt zeigten Anschläge die Namen der vielfachen Grabenwege an. Es fehlte auch nicht an Häusern in dieser Maulwurfsstadt. Kanonen,

Mörser, Haubitzen lugten durch die Seitenwände der Straßen. Die Bewohner bereiteten sich ihr Frühstück unterhalb der Geschütze. Oft waren die Kommunikationswege zwischen den Gräben so schmal, daß man sich eine andere Taille hätte wünschen mögen. Dann galt es, Erdhaufen zu erklettern oder hinabzurutschen, deren lockere Bestandteile einen wiederholten Versuch und die Nachhilfe freundlicher Berliner Landwehrleute erforderte. Plötzlich befanden wir uns mitten in den Befestigungen der Stadt. Der Uebergang der Belagerungswerke zu denselben ist ein unmerklicher, weil die Belagerer ihre Arbeiten immer weiter vorschieben, und wenn sie eine feindliche Bastion nehmen, diese, die zuvor zum Schutze der Festung diente, in den Bereich der Angriffswerke ziehen. Hier lernte ich zuerst das kennen, was man demontierte Geschütze nennt und ungeplatzte Bomben und Granaten, vor deren Berührung wir gewarnt wurden. Auf der Höhe einer Straßburger Bastion angelangt, genossen wir einen herrlichen Anblick. Nur wenige Hundert Schritte vor uns hatten wir den Hauptwall der Festung, mit der Straßburger Bevölkerung angefüllt, welche die einmarschierenden Truppen erwartete. Diese sah man von verschiedenen Seiten mit ihren in der Sonne funkelnden Helmen und Gewehren sich nähern. Wir wollten vor diesen ankommen. Aber ein breiter Strom, der den Wallgraben vor uns ausfüllte, schien uns jeden Zugang zur Stadt abzuschneiden. Es wurde uns vom gegenüberliegenden Walle zugerufen, wir müßten einen weiten Umweg machen, bis zu der zerstörten Brücke, die ebenfalls noch zu passieren wäre, wenn sie nämlich noch hielte. Wir machten diesen Weg immer im Zickzack. Da lag endlich die Brücke vor uns. Sie war vollständig zerstört, lag im Wasser, nur einige Balken schwammen oben, die aber überschritten werden mußten.

Ist man allein, so sagt man sich bei solchem Anblick: Ich bin doch kein Selbstmörder, oder: Wie wird die Lebenversicherungsgesellschaft diesen Fall ansehen? Aber in Gesellschaft erfordert der gute Ton den Mut. Wir kamen also darüber fort und so unmittelbar vor die Stadt, d. h. zunächst vor lauter Schutthaufen. Lange, fast unabsehbare Reihen von Häusern zeigten nur noch Reste von Einfassungsmauern, überall nichts als die furchtbaren Spuren der Belagerung; Brücken und Thore waren zwar noch passierbar, aber halb zerstört. Der Schutt bedeckte überall den Weg, den wir betraten. Durch das Judenthor in die Stadt selbst gelangt, fanden wir stattliche Gebäude, inwendig ausgebrannt, die man uns als die Präfektur, Theater u. s. w. bezeichnete. Wenn ich recht unterrichtet bin, so sind 600 Häuser ganz oder teilweise niedergebrannt. Die Bibliothek mit ihren unermeßlichen Schätzen, das Museum mit vielen kostbaren Erzeugnissen von Malern aus neuerer Zeit, zwei Kirchen, das protestantische Gymnasium, die Mairie gehören dazu. Die Citadelle, eine große Kaserne für vier Regimenter, das Arsenal bei der Citadelle senden noch die Rauchwolken in die Lüfte.

Um 11 Uhr sollte der Einmarsch der Unsrigen erfolgen. Die Töne von Musik zogen uns nach dem Fischerthor. Hier empfingen wir die ersten Truppen. Ich weiß nicht, nach welchem Plane die Belagerer eingezogen und die gefangenen Belagerten ausgezogen sind und berichte nur über das, was ich mit eigenen Augen gesehen. An einem Kanale entlang (oder ist es die Ill?) zitterte der Boden von dem strammen Schritte der Sieger und die Luft von den deutsch-patriotischen Melodien der Musik. Vor einer über das Wasser führenden Brücke wurde Halt gemacht, denn es kamen einige Tausend Mann Franzosen quer über den Weg. Sie waren noch bewaffnet, entwaffneten sich aber selbst zumteil in der Weise, daß einzelne im Vorbeiziehen vor unseren Augen die Gewehre auf dem Pflaster zertrümmerten, die Säbel krumm schlugen oder ins Wasser schleuderten. Unser Einzug ging weiter, sobald die Franzosen die Brücke passiert hatten. Die Einwohnerschaft zeigte sich anfänglich mehr an den Fenstern und in den Thüren, als auf der Straße. Sie beobachtete uns stumm, zurückhaltend und oft mit dem Taschentuch die Augen trocknend. Französische Bataillone erreichten wir auf ihrem Marsche oder in Aufstellung an verschiedenen Punkten. Unterhalb des Münsters standen einige Tausend Mann, die wiederum, indem wir vorüberzogen, sämtlich mit dem Gewehr auf den Boden schlugen, sodaß dieser mit zersplitterten Kolben und Gewehrläufen sich anfüllte. Sie warfen dann Patrontaschen und Säbel fort, rissen sich die Achselklappen oder Epauletten von den Schultern und traten mit Füßen darauf.

Auf dem Wege vom Münster nach dem Kleberplatze hatten die Unsrigen Mühe, das mit Armaturstücken besäete Pflaster zu überschreiten. Auf dem Kleberplatze wo, wie ich schon sagte, die Statue des napoleonischen Generals einen Epheukranz trug, erfolgte um diese herum die Aufstellung einiger Regimenter, die ich nach der Zusammensetzung ihrer Gewehre noch jetzt am Abend, wo ich schreibe, versammelt sehe. In den Nachmittagsstunden habe ich mir die Stadt näher angesehen und ihre Bevölkerung studiert. Letztere kam allmählich aus dem Dachsbau heraus, in welchem sie sich Wochen lang verkrochen hatte. In wenigen Stunden füllte ein dichtes Gewoge die Straßen. Man schaute nach der neuen Garnison aus und nach dem, was aus der Stadt, was aus Freunden und Verwandten geworden war. Denn die Einwohner waren während der Belagerung sich einander und der eigenen Stadt fremd geworden. Sie hatten zumal in der letzteren Zeit die Keller kaum anders verlassen, als wenn etwa eine Haubitze ins Haus schlug und die Löschung des Brandes erforderte. Sie haben Entsetzliches ausgestanden, nicht einmal die Angehörigen, die ihnen ein Bombensplitter oder eine der grassierenden Krankheiten weggerafft, ordentlich begraben können. Man sieht auf den Höfen hier und da die Erdhügel, wo die Leichen dürftig eingescharrt sind, denn in der Stadt fehlt ein Kirchhof.

Die Hungersnot hatte zuletzt einen Grad angenommen, der allein die Kapitulation erklärt. In unserem Hotel am Kleberplatze verlangten wir Essen: „Es giebt nur Brot.“ „Kein Fleisch?“ „Nein, oder wollen Sie Pferdefleisch?“ Wir dankten, erhielten aber doch, weil sich noch Eier fanden, eine Wassersuppe mit Ei und eine Omelette. (20 Frcs. das Diner für vier Personen.) Wohlhabende Personen konnten demnach sich noch einigermaßen sättigen. Aber die folgenden Preise waren für das Gros der Bevölkerung ein Prohibitivzoll: ein halbes Kilogramm Pferdefleisch 2 Frcs., ein Ei 6 Sous, eine Mohrrübe 2 Sous, eine Handvoll Bohnen 2 Frcs. Als die letzten Kühe noch nicht geschlachtet waren (das Kilogramm Fleisch 6—12 Frcs.), gab es auch noch Milch, der Schoppen 15 bis 20 Sous. Jetzt giebt es in meinem Hotel schon wieder mit den eingerückten Preußen das schönste Beefsteak. Die Bevölkerung wird auch bald wieder zu Kräften kommen. Jetzt hat sie schon genug daran, ungefährdet die Straßen passieren zu können.

Die Schwester.

Skizze von E. v. Pannewitz.

„Also wie gesagt, Sie sind zu jung, ich bitte Sie, sich keine Hoffnung zu machen, die Stelle wird anderweitig besetzt“ — „Jawohl Herr Geheimrat.“ „Haben Sie sonst noch ein Anliegen? — nein? — das freut mich, in einigen Jahren können Sie wieder vorfragen.“ — —

Der Herr Geheimrat vertiefte sich in augenscheinlich sehr wichtige Akten, Hans Ehrhard fühlte, er war entlassen. —

Mit mitleidigem Blick hatte der Bureaudiener ihm in den Paletot geholfen, er teilte das Loos des Fraches, beide zeigten nur einen schwachen Abglanz verräterischer Jugendschöne, obwohl daheim Mariechens fleißige Hände fast den gesamten Inhalt der Tintenflasche über die weiß schimmernden Nähte ausgegossen hatte.

Hans Ehrhard seufzte!

Liebevoll strichen seine Hände über die geschwärzten Nähte, die Zeit, wo er einmal einen neuen Ueberzieher tragen würde, war wieder in ungemessene Ferne gerückt. Noch einmal bahnte ein tiefer Seufzer sich den Weg über seine Lippen, dann trat er aus dem palastartigen geheimrätlichen Hause, das ihm zum Grab seiner Hoffnungen geworden war, wieder hinein in die brausenden Wogen des Lebens.

Mochten sie ihn an ein stilles Fleckchen tragen, zum Zuge kam er noch lange zurecht!

Mit Stöcken und Schirmen machte er genugsam Bekanntschaft, auch zankende Worte tönten an sein Ohr, — mitleidige Blicke fielen dann und wann auf die schlanke Jünglingsgestalt, was ging es ihn an?

Da wurde der Himmel blauer über ihm, grüne Bäume ragten mit schlanken Wimpeln über die hohe Mauer, Cypressen rauschten auf eingesunkenen Gräbern, das war ein Ruheplatz für ihn! Leise schlich er durch die Wege. Dort ein Bänkchen hinter der Taruswand, da ließ sich's träumen. — —

Das alte Pfarrhaus im Osten Preußens, wo er geboren, wo sein Vater gestorben und wo er wieder eingezogen war als Adjunkt von Mariechens Vater, in der Hoffnung, dereinst sein Nachfolger zu werden, ein echter Pastor und glückseliger Gatte! Wie Mariechen und er die Mutter lieben wollten, ihr ihm Pfarrhause die alte Heimat wieder vor Augen zaubern, in der sie 20 Jahre als Pfarrfrau in stillem gesegneten Walten gelebt! Er hatte kein Herz, der Herr Geheime!

War er denn wirklich so jung mit seinen 28 Jahren? Mußte er denn alt und grau werden, ehe er das Mädchen seiner Wahl heimführen durfte?

Seine Mutter, die jung und rüstig geblieben in der Sorge um ihn, sollte sie nun Fremde einziehen sehen in das Haus, das ihr Jugendglück gesehen?

Heiße Thränen stiegen auf in den Augen des in seinen Hoffnungen getäuschten Mannes. Nein, er hatte kein Herz, der Geheime! Wenig mild-christliche Gedanken kreuzten sich in seinem theologischen Hirn. — —

Was erschallte da hinter der Taruswand? Menschliche Stimmen? Flüstern? Hans wollte sich erheben, der Lauscherposten widerstrebte seiner Natur. — Wie gebannt blieb er stehen, heiße Worte voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit drangen an sein Ohr — „Du haßt kein Herz, Ellen, vergiß, was uns trennt, ich kann nicht weiterleben ohne Dich zu sehen, die Liebe vereint auch, was die Pflicht trennen möchte, und ich liebe Dich Ellen.“ — —

Hans sprang auf. Narrte ihn ein Spuk? War das nicht dieselbe klangvolle Stimme, die ihm vor einigen Stunden gesagt hatte: „Sie sind zu jung“? War das denkbar, der würdige

ältere Herr, das war er für Hans, denn er zählte sicher bald 50 Jahre, — er konnte hier in heißen Liebestönen reden? Was sprach er da von Pflicht und Liebe? Er war doch verheiratet? Und die Liebe ist doch da, wo die Pflicht sie gebietet.

Hans Ehrhards Weltanschauung kam in's Wanken.

„Liebster, laß doch uns lieb haben ohne Wunsch, ohne Begehren, — laß mich die Schwester sein," — wie eine Erlösung kam es über Hans, — „Schwester" — es konnte ja seine Schwester sein! Da gingen sie fort, die Beiden, im Abendsonnenschein. Hans ging auf die andere Seite der trennenden Taxushecke. Auch dort eine Bank, was Hans nicht geahnt hatte. Aber was war das, ein blinkendes Etwas? Ein Taschenbuch? Nur der Geheime Rat konnte der Verlierer sein. Was sollte er thun, es an sich nehmen? Versiegelt zurücksenden? Ob er es vermissen würde? Hans überlegte, nicht achtend der eiligen Schritte, die in dem Gange laut wurden. Da legte sich eine Hand schwer auf seine Schulter. Hans drehte sich um und sah in ein erregtes Gesicht. Es war der Geheimrat.

„Ach, Sie sind der Finder meiner Tasche. Waren Sie schon länger hier?" Die Stimme klang nicht ganz so fest, wie heute morgen. „Seit — seit der Unterredung mit Ihnen. Ich saß dort auf der Bank an der anderen Seite der Hecke und fand die Tasche gleich, als Herr Geheimrat mit Fräulein Schwester die Bank verließen."

„Mit meiner Schwester, ja ganz recht, junger Freund," die Stimme hatte ihren vollen Klang wiedergefunden. Hans überreichte die Tasche, die auffallend schnell im Gehrock ihres Besitzers verschwand. Dann eine rasche Bewegung des Herrn: „Uebrigens freut es mich, Sie bei dieser Gelegenheit zu sehen und Ihnen die Mitteilung schon jetzt machen zu können, daß die Stelle, um die Sie sich heute früh bewarben, nun doch frei ist, der andere Kandidat ist zurückgetreten, — ich freue mich also, Ihnen bereits hier gratulieren zu können, — die Bestätigung wird baldigst ausgefertigt werden." Hans glaubte nicht recht zu hören. „Aber ich war zu jung?" klang es halb fragend von seinen Lippen.

„Nun, das bessert sich ja jeden Tag," — mit den freundlichen Worten verschwand der hohe Beamte, Hans in einem wahren Glückstaumel zurücklassend.

Jetzt ist er längst wohlbestallter Pfarrer und sein Mariechen hat ihn zum glücklichen Vater einer kleinen blondgelockten Schar gemacht, die das Entzücken von Eltern und Großeltern sind.

Mit dankbarer Rührung gedenken Alt und Jung an die wunderbare Fügung, daß gerade Hans der glückliche Finder des Taschenbuchs gewesen und dadurch dem gütigen Herrn und seiner Schwester im Stande war, einen Dienst zu erweisen!

Mode-Neuheiten für Herbst und Winter.

Von Wilma von G.

Schönheit ist eine ernste Sache, Chik nur die Würze, welche uns den Ernst schmackhaft machen soll. Das gilt vornehmlich in Modeangelegenheiten. So lange das Publikum die Schönheit in der Mode nicht ernst nimmt, sie vielmehr als leichtlebige und leichtgeschürzte Muse betrachtet, wird es immer eine überwiegende Dosis Chik verlangen, welche die reine Schönheit herabdrückt, degradiert. Zu dem deutschen Charakter paßt dies leichtfertige Uebermaß nicht, der Geschmack der breiten Schichten unseres Mittelstandes neigt immer zur Solidität, und so lange es nicht gelingt, das Gleichgewicht zwischen ernster Schönheit und Chik herzustellen, wird immer ein Anstrich von Hausbackenheit der deutschen Mode anhaften und es ihr unmöglich machen, eine tonangebende Weltstellung einzunehmen. Die englische Mode hat seit Jahren von unserer Straßentoilette Besitz ergriffen, die französische beherrscht Salon und Ballsaal, was bleibt für die deutsche übrig? Sie entlehnt von Paris, von England, von der feschen Art Wiens, die ein besonderes Genre bildet, und verliert dabei alle Eigenart. Wohl spricht man von den großen Erfolgen der Berliner Konfektion und sucht durch Zahlen zu beweisen, daß sie die bedeutendste der Welt sei, aber man legt damit nur Zeugnis ab, daß Berlin eine große Massenfabrikation betreibt, deren Arbeiterzahl jährlich mehr anschwillt, ohne den deutschen Geschmack zu fördern. Man schickt eben Dutzendware hundert- und tausendfach in die Welt hinaus. Und doch hat Deutschlands Textil-Industrie eben erst auf der Pariser Weltausstellung große Anerkennung errungen, Anerkennung vonseiten der Franzosen, der Rivalen, die nur dem Vollkommensten die Palme reichen. Es erscheint uns hiernach die in Krefeld gelegentlich der Tagung des 14. deutschen Schneiderkongresses veranstaltete Sonderausstellung von 30 Damenkostümen nach Entwürfen von namhaften Künstlern als ein sehr zeitgemäßes und bemerkenswertes Unternehmen. Es stand unter der Leitung des Museumsdirektors Herrn Dr. Denneken zu Krefeld und Künstler, wie Henry van der Velde (Brüssel), Richard Riemerschmied, Bernhard Pankok, Margarete von Brauchitsch (München), Alfred Mohrbutter (früher Altona, jetzt Berlin), Kurt Hermann, van der Wonde (Berlin) u. a. m. haben die Zeichnungen und Entwürfe geliefert, nach denen die Kostüme — Gesellschaftstoiletten, Brautkleider, Trauerkleider, Haus-, Straßen- und Gartenkleider, Morgenröcke — angefertigt wurden. Die Originalentwürfe gehen nach der Anfertigung in den Besitz des Kaiser Wilhelm-Museums in Krefeld über, das das Reproduktionsrecht sich vorbehält. Es wird geplant, ein Album der ausgestellten Kostüme herauszugeben, das durch Darstellung, Beschreibung und Motivierung derselben weite Kreise für diese Bewegung interessieren und das Publikum für gediegene, geschmackvolle, deutsche Leistungen gewinnen soll. Man hofft durch einen ebenbürtigen, künstlerischen Wettbewerb der Pariser Mode erfolgreich Konkurrenz zu machen und allmählich die deutsche Frauenwelt von dem französischen Modejoch zu befreien. Eine Wiederholung solcher Ausstellungen in größerem Stile und in anderen Städten ist in Aussicht gestellt. Da auch durchgreifende hygienische Verbesserungen der Frauenkleidung auf diesem Wege gefördert werden sollen, so ist es doppelt wünschenswert, daß das Unternehmen von einem wirklichen Erfolg gekrönt werden möchte. Es würde zugleich auf diesem Wege die deutsche Bekleidungskunst zum Kunstgewerbe erhoben und damit gar mancher gebildeten, künstlerisch begabten Frau ein neuer lohnender und ehrenvoller Erwerbszweig eröffnet werden. Näher auf die Schilderung der einzelnen ausgestellten Toiletten einzugehen, verbietet uns leider der knappe Rahmen unseres Modeberichtes. Möchten die Leserinnen sich aus eigener Anschauung, wenn auch zumteil nur durch Vermittelung des Albums, ein Urteil bilden, und gehen wir zu dem praktischen Teil unseres Modeberichtes über. Die beginnende Herbst- und Wintersaison variiert wenig von den Formen des verflossenen Sommers, umso mehr aber sucht man Neuheiten im Besatz zu bringen. Straßenkleider aus Tuch, Homespum, Cheviot werden in ihren ernsten, ruhigen Farben durch kräftige Besatztöne vorteilhaft belebt. Man bedient sich neben derben Borten mit großer Vorliebe des schwarzen Sammetbandes von der schmälsten Sorte bis zur ansehnlichsten Breite. Ein eigenartiger neuer Besatz besteht aus Mohairlitzen, die mit Kreuznähten aus Kordonnetseide zu gitterähnlichen oder karrierten Mustern verbunden sind. Sutaschbörtchen werden durch weiße Nähte aus Kordonnetseide zu originellen Verschnürungen verschlungen, ein neuer Beweis, wie sehr sich die Vorliebe für Schwarz und Weiß erhalten hat. Sie tritt bei dem schwarzen Golfcape durch weiße Steppereien, weiße Litzenverzierungen, weiße Tuchapplikationen besonders hervor. Bunte Capes in zweiseitig gewebtem Stoff erhalten eine volantartige Erweiterung des unteren Randes durch mehrere im Abstand von ¼ m eingesetzte, keilförmige Zwickel mit nach außen gekehrter farbiger Innenseite. Die in verschiedenen Längen auftretende Havelockform des Herbstmantels mit pelerinenartigen Aermeln, großen Taschen und Sturmkragen macht dem warmen Cape Konkurrenz. Auch der Paletot wird kapriziös und giebt sich in ganz loser Form halb- oder dreiviertellang, oft in Herrenfaçon. Für die Jugend bleibt der kleine Bolero mit Pelzbesatz oder ganz aus Pelz eine beliebte Herbst- und Winterkonfektion, während die ältere Dame das mehr oder weniger lange Cape beibehält. Der Bolero zeigt hier und da eine neue Ausstattung durch einen oder mehrere übereinandergelegte Schulterkragen, wird auch oft mit Revers, Patten und Stehumlegekragen gearbeitet und erhält so ein ganz verändertes Ansehen. Man trägt dazu Blusen oder blusig gearbeitete Taillen. Für die immer noch sehr beliebten Cravatten tritt Guipürespitze in den Vordergrund. Sie zeigt wie alle neuen Spitzenarten vorherrschend wellen- und zackenförmige Muster, oft auch Fransenabschluß. Der Kravatte gesellt sich die unerläßliche Schmucknadel. Sie wird aus oxydiertem Silber gewählt oder stellt eine emaillierte Blume dar. Der bis zum Ueberdruß getragene Glücksklee ist ausgeschlossen. Bei der Straßentoilette spielt der Hut eine ausschlaggebende Rolle. Der Staatshut zeigt große Formen mit malerischem Ausputz von Straußfedern, Bandrosetten und aufrecht stehenden Schleifen, von denen eine mit herabfallenden Enden ganz neu und charakteristisch als Abschluß der hinteren Mitte angebracht wird. Während für diesen großen eleganten Hut vielfach Sammet verwendet wird, ist das Material des täglichen Gebrauchshutes Filz in allen möglichen Farbenabstufungen und Qualitäten. Boas aus echten Straußenfedern oder aus billigen Hahnenfedern haben die Gaze- und Spitzenboas der Sommersaison verdrängt.

Schwarze Röcke werden viel getragen, für junge Damen garniert man sie mit lebhaft, oft grell kontrastierenden Seidenstoffen, versieht sie mit breiten Gürteln und langen, bis zum Saum herabfallenden Schärpenenden, oder man trägt farbige Blusen dazu, die man mit Ziernähten, Durchbrüchen, Fältchengruppen ausschmückt. Schwarze Taffetröcke zeigen eingewebte Gazedurchbrüche oder Zwischensätze aus Clunyspitze mit Schnurstickerei. Bei gemustertem Tafset verwendet man diese Durchbrüche geschmackvoll nur bei der Vorderbahn. Schleierartige, duftige Gewebe haben ihren Einzug in die Gesellschaftsräume gehalten. Für die Jugend steht immer noch Crepe de Chine obenan; er wird häufig mit butter- oder spagatfarbigen Spitzen zusammengestellt, die oft mit Gold- oder Silberfäden durchzogen sind. Auch die Taille wird aus gleichen Spitzen gewählt. Gold-, Silber- und Pailettenstickereien finden zwar diskrete, aber immerhin reichliche Verwendung, insbesondere sind Metallgürtel beliebt. Junge Frauen und ältere Damen wählen Spitzentoiletten in Wein- und Champagnergelb, Mais

Ficelle und Schwarz auf weißseidenem Untergrund, den man mit Seidenmusselin verschleiert. Alle harten Farben der Unterkleider sucht man durch doppelte Gazeröcke — oft in verschiedenen Farbentönen — unter dem Oberstoff abzudämpfen. — Empiretoiletten, die nur für Abendgesellschaften, nicht als Ballroben Anwendung finden, lassen häufig die fest umrissene Taillenkontur unter der losen Gewandung durchschimmern. Bei der Abendtoilette spielt der Aermel, der jetzt das Schoßkind der Mode ist, eine nicht unerhebliche Rolle und trägt nicht wenig dazu bei, ihr eine erhöhte Anmut und Eleganz zu verleihen. Vertikale und horizontale Besätze, Kräuschen, Puffen, Aufschläge, Spitzen oder Gazefrisuren, die auf den duftigen gepufften Gaze- oder Tüllunterärmel fallen, geben Gelegenheit zu vielen kleidsamen Variationen. Sie bieten der klugen und sparsamen Dame aber auch zugleich viele Handhaben zur Restaurierung älterer Toiletten.

Verschiedenes.

* **Ein deutschfühlender Jesuit.** Vor hundert Jahren, am 29. September 1800, starb zu Wien ein Mann, der sich nicht nur in der deutschen Litteratur dauernde Bedeutung errungen hat, sondern der zugleich auch eine kulturgeschichtlich höchst anziehende Persönlichkeit ist. Es ist der Bardendichter Michael Denis. Geboren 1729 zu Schärding am unteren Inn, kam er früh nach Haidenburg bei Vilshofen in Niederbayern und bezog als zehnjähriger Knabe das Jesuitengymnasium in Passau. Nach einer sehr unregelmäßigen Gymnasialzeit trat er dann mit 18 Jahren in die Gesellschaft Jesu ein, und zwar in das Noviziat zu St. Anna in Wien, wo er zwei Jahre darauf die Gelübde ablegte. Die nächsten 34 Jahre seines Lebens wurden durch eine andauernde Lehrthätigkeit ausgefüllt, anfangs am Jesuitenkollegium zu Graz, nachher abwechselnd in Klagenfurt, Graz, Judenburg und Preßburg, endlich an der Theresianischen Akademie in Wien, an der er 25 Jahre lang wirkte. Nach Aufhebung der Akademie arbeitete er als Bibliothekscustos unermüdlich weiter, gab neben guten Katalogen der Hofbibliothek noch mehrere Werke über Bücherkunde, sowie verschiedene religiöse Schriften heraus, bis ihn über der Arbeit der Tod ereilte. — Neben dieser wissenschaftlichen Thätigkeit pflegte er schon früh die Dichtkunst. Als Knabe schrieb er lateinische Gedichte, denen jedoch bald deutsche folgten. Seitdem verfaßte er während seines ganzen Lebens bald mit größeren, bald mit kleineren Unterbrechungen eine lange Reihe von Gedichten. Sein erstes Hauptwerk, das im Jahre 1760 erschien und in einem Cyklus von Gedichten die Begebenheiten des siebenjährigen Krieges behandelt, verschaffte ihm bereits einen bekannten Namen, umso mehr, weil es ein Jesuit war, der hier kriegerische Ereignisse besang und noch dazu in deutscher Sprache. Klopstock und in zweiter Linie Milton wurden Denis' Vorbilder, zu denen bald noch Ossian kam. Nicht nur, daß er ihn übersetzte, er selbst dichtete auch in der Weise der altschottischen Gesänge und reihte sich so den Bardendichtern jener Zeit, namentlich Klopstock und Gerstenberg, an. Auch einen Bardennamen mußte er führen, und so nannte sich der Jesuitenpater mit Umkehrung seines eigenen Namens „Sined der Barde". Viele Bardenlieder hat er ertönen lassen; heute sind sie ganz vergessen. Nur noch der Fachmann muß ihrer gedenken. Was jedoch auch heute noch erwähnt werden muß, ist seine kulturhistorische Bedeutung. Daß ein Jesuit deutsche Gedichte machte, ist wohl öfter zu finden, schwerlich aber, daß ein solcher sich für altgermanisches Wesen begeisterte oder die Heldenthaten seines Vaterlandes besang, oder gar mit protestantischen Geistern wie Klopstock, Gleim, Nicolai und vielen anderen in regem Briefwechsel stand. Man darf freilich nicht übersehen, daß es vor allem der Wissenstrieb war, der ihn Jesuit werden ließ, nicht der Religionseifer. Aber dennoch war er entrüstet, als 1773 der Orden aufgehoben wurde. Er war ein eifriger Jesuit, aber ebenso eifrig pries er seinen Landesherrn und dessen Kriegsruhm, ebenso eifrig suchte er seine Schüler für Klopstock und Milton zu begeistern. So half er, halb unbewußt, ein starkes geistiges Band zwischen Deutschland und Oesterreich ziehen. Das darf man ihm nie vergessen, wenn auch seine eigenen Werke den echten Dichter oft vermissen lassen.

(„M. N. N.")

* **Ein Merkbuch für nächtliche Gedanken.** Wem wäre es nicht schon vorgekommen, daß er in schlaflosen Nachtstunden eigenartige und wertvolle Einfälle hatte, die aber leider am nächsten Morgen spurlos aus seinem Gedächtnis entschwunden waren? Handelt es sich lediglich um praktische Ideen, so kann man allerdings, wenn man die Energie dazu besitzt, aufstehen, Licht machen, Schreibzeug suchen und sie schriftlich festlegen. Erstens aber ist nicht Jeder dazu imstande, und zweitens ist, wenn es sich um dichterische Einfälle handelt, bei der durch das Aufstehen und das Anzünden von Licht eintretenden Ernüchterung der ganze Zauber der Idee, wenn nicht diese selbst dahin. Ein Mann, der oft hierunter zu leiden haben mochte — er heißt Crenca und wohnt in Mailand — hat nun ein Ding erfunden, das selbst in der Dunkelheit zu schreiben gestattet, sogar, wenn die Hände unter dem Deckbett gehalten werden. Der kleine Apparat besteht aus einer Art von Schachtel, in der zwischen zwei Cylindern ein Papierstreifen aufgerollt werden kann. In dem Deckel der Schachtel befindet sich quer ein Schlitz von einem Centimeter Breite, in dem das Papier sichtbar wird, er ist begrenzt von zwei Linealen, während ein drittes, ebenfalls quer gerichtet, am unteren Ende des Apparates zum Stützpunkt für den kleinen Finger der rechten Hand während des Schreibens angebracht ist. Man hält nun, wenn man eine Notiz im Dunkeln zu machen wünscht, die Schachtel mit der Linken, lehnt den kleinen Finger der Rechten an das untere Lineal und versichert sich mit dem Daumen der Linken, daß die Bleistiftspitze in dem Spalt sich befindet, hat man eine Zeile vollendet, so drückt die Linke auf einen Knopf an der Seite der Schachtel, wodurch das Papier um ein Centimenter vorrückt, worauf man eine neue Zeile beginnen kann, und so fort. Um seine nächtlichen Gedanken zu lesen, braucht man am anderen Morgen nur den Deckel der Schachtel zu öffnen und das Papier zu entfalten; abgesehen von einem etwaigen Nutzen dürfte die Lektüre oft überraschend und interessant sein, da die Einfälle meist schon völlig aus dem Gedächtnis entschwunden waren. (Wir raten dem ingeniösen Erfinder, fortzufahren. Vielleicht ist dann das Resultat seines Strebens „ein Merkbuch für Traumgedanken". Die Lektüre desselben dürfte beim Erwachen noch überraschender und interessanter sein. Das wäre ein wahres „Ueber-Merkbuch.")

* **Ueber die Aufdeckung des Palastes des Königs Minos** von Knossos auf Kreta, durch den englischen Gelehrten Evans, über die wir bereits berichteten, werden jetzt weitere Einzelheiten bekannt, von denen wir folgende nach der „Voss. Ztg." anführen: Der Palast wird von großen behauenen Steinblöcken gestützt und ist, wie die ägyptischen Königspaläste, mit hölzernen Säulen geschmückt. Beim Eintritt öffnet sich ein langer Durchgang, der die einzelnen Abteilungen des Hauptgebäudes scheidet und vielleicht den ersten Anlaß zu dem Mythus vom Labyrinth gegeben hat. Der Palast enthält eine Menge Zimmer und Hallen, die in ihrer Gesamtlage wirklich einen „dädalischen" Eindruck machen. Einer der großen Säle diente offenbar als Gerichtssaal, wo König Minos seine Rechtssprüche erteilte. Erhalten ist noch der steinerne Thronsitz des Königs mit der Rücklehne. In der Nähe des Gerichtssaales lag die Bibliothek. Die „Bücher" bestanden aus zahlreichen Thontafeln (es sind noch über tausend davon erhalten) von verschiedenen Formen, auf die man mit einem spitzen Griffel Zeichen einritzte. Die Schrift der Thontafeln ist bisher nicht entziffert, doch dürfte im Laufe der Zeit auch in diese überaus wichtige Frage Licht fallen. Staunenerregend ist die ungewöhnliche Höhe der Kunst jener Zeit (1500 v. Chr. noch Evans Annahme). Eine ganze Reihe von Wandmalereien, die glücklicher Weise der Zerstörung entgangen sind, schmücken die verschiedenen Räume des Palastes. Diese Bilder enthüllen uns eine weit vorgeschrittene und blühende Kultur und zeigen uns die verfeinerten Sitten der oberen Gesellschaft. Die Gewänder der Frauen sind kostbar, die Haartracht von bewundernswürdiger Grazie, die Stickereien von großer Feinheit. Die Art, in der sie mit den Männern zusammen verkehren, an den Festlichkeiten und Vergnügungen teilnehmen, zeigt, daß wir noch der Zeit ferne stehen, wo die Frauen unter dem orientalischen Einfluß in das Frauengemach verbannt wurden. Wie auf den assyrischen Reliefs, so sind auch in Knossos die Lieblingsthemata der Darstellung Aufzüge von Menschen und Tieren. Vor dieser vollendeten Kultur und Kunstblüte, wie sie sich in der Epoche eines Königs zeigt, den man bis gestern noch für eine mythische Person hielt, den die Dichter des homerischen Cyklus in die fernste Vergangenheit setzten und von dem schon in der Zeit der dorischen Wanderung jede Erinnerung verloren gegangen war, steht man erstaunt und bezaubert still.

Bücher und Zeitschriften.

* Korpsroßarzt Koenig in Kassel, Veterinär-Kalender 1901. Berlin 1901. (August Hirschwald.) — Handbuch Börsenwerte Jahrgang 1900/1901. Zu dem bereits im Juli erschienenen neuen Jahrgang des Handbuchs Börsenwerte liegt nunmehr ein sorgfältiger Nachtrag vor, welcher alle bis zum 31. August vollzogenen Aenderungen, sowie alle auf Reklamationen erfolgte Berichtigungen enthält. Der Nachtrag kann unentgeltlich von allen Abnehmern des Handbuchs Börsenwerte durch die Expedition der Korrespondenz Gelb, Neue Friedrichstraße 47, bezogen werden. — Frau Luise Rehse, Bratbüchlein zur Herstellung nahrhafter und wohlschmeckender Bratspeisen ohne Fleisch. 4. Auflage. Hannover (Adolf Sponholtz). — Dr. phil. Albert Fischer, „Das alte Gymnasium und die neue Zeit", Gedanken über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unseres höheren Schulwesens. Gr.-Lichterfelde 1900 (Bruno Gebel).

* „Die Bedeutung der Zahnpflege für das Wohlbefinden des ganzen Menschen" von Privatdocent Dr. Römer in Straßburg. 2. Auflage. Freiburg i. B. 1900. (Fr. E. Fehsenfeld.) — Magda. Kleine Stimmungsbilder aus Natur und Menschenleben von Georg Schott. Preis brosch. 3 M., gebunden 4 M. Berlin. (Karl Sigismund.) — T. Resa. (Frau Dr. Theresa Gröhn-Köln.) Gedichte. Königsberg i. Pr. 1900. (Thomas u. Oppermann.) Ueber die Verfasserin, Mitarbeiterin der „Fliegenden Blätter", sagte Paul Heyse: „Endlich einmal ein großes, leidenschaftliches Talent, dem ein Gott zu sagen gab, was es leidet."

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H. in Karlsruhe.